

Zeitschrift: NAGON / Naturforschende Gesellschaft Ob- und Nidwalden
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Ob- und Nidwalden
Band: 2 (2001)

Artikel: Von Schatzhüterinnen und Geldscheissern, Schlangenkönigen und Milchschemen : Reptilien und Amphibien in den Innerschweizer Sagen
Autor: Odermatt-Bürgi, Regula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006703>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Schatzhüterinnen und Geldscheissern, Schlangenkönigen und Milchschelmen

Reptilien und Amphibien in den Innerschweizer Sagen

Regula Odermatt-Bürgi

Kröten und Schlangen, seltener Frösche, Eidechsen und Molche bevölkern die Sagenwelt – auch in der Innerschweiz. Ihre Bedeutung ist ambivalent. Sie bringen auf der einen Seite Glück, Reichtum, Gesundheit, und es ist daher verheerend, sie zu töten. Andererseits werden sie dem Bösen, den Hexen, der Krankheit, dem Unglück zugeordnet, sie müssen daher vernichtet oder verbannt werden.

Sagen enthalten Unheimliches, Magisches. Es wäre jedoch falsch, in ihnen lediglich eine Auflistung des Übernatürlichen zu sehen. Sie thematisieren auch reale Zustände, wie Armut, Hunger, mangelnde medizinische Versorgung und die daraus resultierenden Wunschträume, oder sie befassen sich mit sozialen Konflikten samt Rachephantasien. Erzählungen um ruhelose Tote, Armenseelen- und Erlösungssagen sind Teil eines Frevel-Strafe-Schemas, das die Kirche zur Disziplinierung der Gläubigen propagierte. Es ist uns heute kaum mehr bewusst, wie gross die gegenseitige Beeinflussung von Kanzelrede und Volksliteratur war. Sagen, Schwänke, Fabeln, moralisierende Exempel machten nämlich recht eigentlich das Salz der Volkspredigt aus, und sie gingen, angereichert durch die Alltagserfahrungen, wiederum in die populäre Erzählkultur ein (BRUNOLD-BIGLER 1997, S. 109, 178, 208; MOSER-RATH 1964, S. 55–69).

Hauskröten und Hausschlangen

Schon die Römer hielten Nattern im Haus als Symbol der Familiengötter. Auch nördlich der Alpen waren Hausschlangen – nach Conrad Gesner (1516–1565) Ringel- oder Hecknattern (GESNER 1995, S. 73–74) –, die oft unter den Schwellen lebten und liebevoll gefüttert wurden, zuständig für Wohlstand und Glück (ESCHER 1945, S. 75;

VERNALEKEN 1938, S. 91, 105; WUTTKE 1970, S. 51–52, Nr. 57). Die Schlange als Seelentier, Schutzgeist und apotropäisches Zeichen kommt in der Innerschweiz auch auf Bildträgern vor, so auf einer Ofenkachel in einem Bauernhaus in Hergiswil am Napf (NIEDERBERGER/HIRTNER 2000, S. 41).

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Kröten. Nach bernischem Volksglauben ist es ein schlechtes Omen, wenn eine Kröte auf der Schwelle eines Hauses sitzt, aber man darf sie aus Furcht vor noch grösserem Unglück nicht verjagen. Im Prättigau nennt man die Hauskröten «Huusdaappe», und man hütet sich, sie zu töten, weil man dadurch auch das Glück vertreiben würde (ESCHER 1945, S. 75). In Graubünden heisst es, man solle die Kröten nicht aus dem Haus entfernen, denn sie sind es, die das Glück anheften (SI 1895, Bd. 3, Sp. 877). Wer sie quält, bekommt im Kanton Aargau Bauchweh, wer nach ihnen schlägt, Rückenweh. (WUTTKE 1970, S. 117, Nr. 155). Segensreich sind vor allem die «Heilkröten» (vergl. Artikel «Kröten-Gebärmutter»). Andererseits tötet man sie auf qualvolle Art, spießt sie auf, lässt sie an der Sonne verdorren, verbrennt sie lebendig, um ihre Schutz- und Heilwirkung zur vollen Entfaltung zu bringen (WUTTKE 1970, S. 117, Nr. 155). (vergl. Artikel über die Volksmedizin). Im Simmental bewahrt eine tote Kröte im Stall das Vieh vor Krankheiten (ZÄHLER 1898, S. 40), und in der Westschweiz legt man eine tote Kröte in die Mauerritzen des Hauses oder der Scheune, um Ratten und Mäuse zu vertreiben (GABBUD 1910, S. 295).

Schatz- und Erlösungssagen

Kröten und Schlangen leben in enger Verbindung mit der Erde, zum Teil in der Erde, in Höhlen und stehen in Beziehung zu chthonischen, unterirdischen Gottheiten. In der Sage sind daher beide

neben dem Drachen häufig als Schatzhüterinnen anzutreffen (WUTTKE 1970, S. 51, Nr. 57; S. 118, Nr. 155; SCHENDA 1995, S. 313–314). In der Innerschweiz fällt auf, dass mehrheitlich Kröten diese Aufgabe übernehmen und dass sich das Schatzhütermotiv mit jenem der Erlösungstat mischt. Bei den Urner Sagen hat man zudem öfters den Eindruck, die Gewährsleute hätten sich nur noch vage an die alten Geschichten erinnert, es kommt nämlich vor, dass der Erzählung die innere Logik und ein befriedigender Schluss fehlt, so etwa in einer Gurneller Sage: Ein Jüngling wollte einen Schatz heben, den ein Gespenst behütete. Dieses reichte ihm schweigend eine Schaufel. Er begann zu graben und fand drei schwere Kisten. Darauf hockten drei grässliche Tiere, eine Kröte, eine Schlange und ein Drache. Das Gespenst gab ihm durch Zeichen zu verstehen, er solle sie mit der Schaufel erschlagen. Er kehrte sich um und schlug mit abgewandtem Gesicht auf sie ein. Jetzt wurde das Gespenst auf einmal weiss und offenbarte, es könne erlöst werden, wenn er eine Anzahl Messen lesen lasse. Ob er es tat, ob sich dann auch die Kisten öffnen liessen und was sie enthielten – das alles wird verschwiegen. (MÜLLER 1926, Bd. 1, S. 277, Nr. 385). Das Weiss-, das Reinwerden im Zusammenhang mit den Messen weist auf den von der Kirche geförderten und in der katholischen Bevölkerung stark verankerten Armenseelenkult hin.

Auffallend häufig finden wir die Überlappungen der Motivkreise «schatzhütendes Tier» – «verwunschene Jungfrau». Im Entlebuch sass auf einer Schatzkiste eine Jungfrau, die sich erst nach Betglockenzeit zeigte. Wer den Schatz heben wollte, musste die Jungfrau dreimal um die Truhe tragen. Einer wagte es. Er nahm die Jungfrau auf den Arm und trug sie einmal herum. Da wurde sie zu einer Kröte. Der Mann trug auch die Kröte um die Kiste, aber da grauste ihm plötzlich vor dem hässlichen Tier, er liess es fallen. Hätte er mit ihr ein drittes Mal die Kiste umkreist, wäre der Schatz sein und die Jungfrau erlöst gewesen (SAGENHAFTES ENTLEBUCH 1983, S. 26). Ähnlich erging es einem Wanderer auf der Axenstrasse. Er hörte eine Stimme rufen: «Nimm den Schlüssel ob der Tür und mache alle Türen auf». Er schaute um sich, erblickte an der Felswand eine Türe und darüber einen goldenen Schlüssel. Er nahm ihn und öffnete nacheinander zehn Türen, dann erblickte er eine Frau, die auf einer Kiste sass und eine Schlange im Schoss hatte. Sie sagte: «Diese Kiste ist voll Gold, sie gehört dir und ich bin erlöst, wenn du der Schlange drei Küsse gibst». «Ich meine, er hat das

Wybervölchli nicht erlöst und den Schatz nicht gewonnen», schliesst die Erzählung (MÜLLER 1926, Bd. 1, S. 277–278, NR. 386). Um eine Höhle in der Rynächtfluh zwischen Schattdorf und Erstfeld ranken sich mehrere, inhaltlich verwandte Sagen. Man erzählt, ein Vater habe seine Tochter samt ihrem Kind und ihrem grossen Vermögen in diese Höhle hinein verbannt, weil sie nicht nach seinem Willen geheiratet hatte. Nach dem kirchlichen Frevel-Strafeschema hat sich die Tochter gegen das vierte Gebot – Ehrerbietung und Gehorsam den Eltern gegenüber – versündigt (BRUNOLD-BIGLER 1997, S. 150). An bestimmten Tagen kam sie heraus, um im Bach die Windeln zu waschen. Drei verwegene Burschen krochen ihr einmal ins Innere des Berges nach. Sie gelangten in einen grossen, erleuchteten Saal. In der Mitte sass die Frau auf einer Kiste, auf ihrem Schoss kauerte ein Krötlein. Sie redete die Burschen an: «Ihr könnt mich erlösen und den Schatz in der Kiste gewinnen, wenn einer von euch der Kröte auf meinem Schoss drei Küsse gibt». Der erste trat vor und küsste das Krötlein schnell zweimal, da schwoll es zu einer riesigen Grösse und glotzte ihn mit glühenden Augen an, dass er entsetzt zurückwich. Da fasste sich der zweite ein Herz, schnellte vor und gab dem Tier einen Kuss, aber nur einen, denn es spie ihm Feuer ins Gesicht. Der dritte wagte es nicht mehr, alle drei rannten davon, das arme Wybervölchli aber flennte zum Erbarmen. In einer anderen Version litt und jammerte eine Armeseele im Rynächtloch. Ein Bursche nahm sich vor, sie zu erlösen. Er beichtete und kommunizierte und drang dann tief in die Höhle ein. Dort sass eine Frau auf einer grossen Kiste. An jeder Wange klebte eine grässliche Kröte. Die Frau bat ihn, sie durch Küsse auf die Backen zu erlösen. Das sei keine Kunst, dachte der Bursche, aber nach zwei Küssen führten sich die Kröten so schrecklich auf, dass er floh. Die Frau versank samt Geldkiste in der Tiefe und heulte: «Jetzt bin ich immer und ewig verloren» (MÜLLER 1926, Bd. 1, S. 278–280, Nr. 387). Die alte, unter anderem in antiken Unterweltsvorstellungen wurzelnde christliche Auffassung, dass das Fegfeuer im Innern der Erde situiert sei (LE GOFF 1984, S. 33–34, 36–44), mag viele der Höhlen-Erlösungssagen mitgeprägt haben. An dieser Sage überrascht jedoch die Tatsache, dass weder das ehrbare Motiv – Erlösung einer Armenseele – noch die Sakramente und Segnungen der Kirche ausreichten um das Böse zu bezwingen. Wie im Artikel über «Kröten und Gebärmutter» zur Sprache kommt, ist im Volksglauben die gierige, auf Begattung erpichte Gebärmutter eine Kröte, und Krö-

ten, die auf dem Schoss von Jungfrauen sitzen und geküsst werden müssen, sind wohl Metaphern für die Sexualität und die durch sie hervorgerufenen Angstgefühle (EM 1987, Bd. 5, Sp. 416–417, Froschkönig) (Abb. 1 und Abb. 5). Im Gegensatz zum Märchen, wo Kröte oder Froschkönig erlöst werden, fallieren in den Sagen all diese Befreiungstaten, was vermutlich auf die besondere Gefahr verweist, die von den Trieben und der Triebhaftigkeit ausgeht. Einen nicht unerheblichen Einfluss auf den negativen Ausgang hatten sicher auch die zahlreichen Exempel in Predigten und religiösen Erbauungsbüchern ausgeübt, welche für die «schmutzige Sexualität», den vorehelichen Geschlechtsverkehr und die Todsünde der Fleischeshlust (Luxuria) die ewige Verdammnis oder zumindest lange, qualvolle Fegfeuerstrafen androhten.

Das Tier auf dem Schoss kann auch ein Frosch sein. Ein Hirtenbub hütete auf der Blüemlisalp im Kanton Uri die Schafe. Da hörte er einen wunderbaren Gesang. Er ging ihm nach und fand eine Jungfrau, die auf einer Geldkiste sass und ein Fröschlein auf ihrem Schoss trug. Sie winkte das Büblein heran und sagte: «Nimm einen Weidenzweig und haue dreimal auf den Frosch in meinem Schoss». Der Bub getraute sich nicht, lief davon und erzählte am Abend alles seinem Vater. Dieser ermutigte ihn, das nächste Mal den Wunsch der Jungfrau zu erfüllen. Am folgenden Tag ertönte der liebliche Gesang wieder, die Jungfrau winkte den Buben herbei, er brach sich einen Weidenzweig ab, zog auf, getraute sich aber wieder nicht zu zuschlagen. Am Abend erzählte er es wieder seinem Vater. Der führte ihn ins Kloster, liess ihn einsegnen, und auch der Abt ermunterte ihn, der Jungfrau zu gehorchen, er habe nichts zu fürchten. Das nächste mal gab er dem Tier zwei Streiche, als es aber anschwell und Feuer ausspie, warf er erschreckt das Rütlein weg und lief davon. Die Jungfrau schrie herzerreissend: «Auf 101 Jahre verloren», und verschwand (MÜLLER 1926, Bd. 1, S. 281–282, Nr. 390). Auch hier also wieder der Versuch, mit dem Prinzip des Guten und den Sakramentalien der Kirche das Böse zu überwinden. Das Motiv des Streites zwischen Gut und Böse prägte schon die mittelalterliche Literatur, angefangen beim Kampf der personifizierten Tugenden und Laster, über die Ritterromane bis zur Gattung der Seelenreisen und Traumvisionen, nur siegt im Mittelalter – im Gegensatz zur Sage – am Ende das Gute.

Manchmal fehlt in den Geschichten die Jungfrau, nur die Kröte hockt auf dem Schatz, so, wie wir sie auch aus dem Umfeld der

Abb. 1
«Das tote Liebespaar»,
ein spätmittelalterliches
Bild eines schwäbischen
Meisters, zeigt eine Kröte
auf dem Schooss der Frau
als Metapher der negativ
bewerteten, unerlösten,
furchteinflössenden
Sexualität.



Abb. 1

Todsünde «Avaritia» (Geiz, Habsucht) kennen (vergl. Artikel «Kröte-Gebärmutter»). (Abb. 2). Im Muotathal, bei der Kapelle «Zum Hergott», vergrub ein Geizhals sein erwuchertes Geld und beschwor den Teufel, die Kiste zu bewachen. Niemand sollte den Schatz heben können, ausser er würde am «Unserherrgotttag» die auf der Truhe sitzende Kröte dreimal küssen. Etliche tapfere Männer machten sich ans Werk, den Bann zu lösen. Dem Mutigsten gelang es, das Tier zweimal zu küssen, doch beim dritten Mal spie es Feuer, so dass er fliehen musste (ITHEN 1898, S. 3–4). In der Höhle Rynächt sitzt eine Kröte auf einem Schatz. Wer ihr in der heiligen Nacht des Christfestes drei Küsse gibt, kann den Schatz heben. Ein

mutiger Bursche versuchte es. Beim ersten Kuss wurde die Kröte so gross wie ein Kalb, beim zweiten wie eine Kuh, da grauste es ihn und er floh. Auch im Kloster Seedorf ist ein grosser Schatz verborgen, auf dem eine dicke Kröte hockt. Wer den Schatz erringen will, muss dem Tier nachts zwischen 12 und 1 Uhr drei Küsse geben (MÜLLER 1926, Bd. 1, S. 279–281, Nr. 387, 389). Aus dem Schächental wird berichtet, dass in einem Keller beständig eine Kröte herumkroch und sich nicht vertreiben liess. Ein Geistlicher riet dem Hausbesitzer nachzugraben, weil wohl ein Schatz im Keller versteckt sei, doch dürfe er sich durch nichts bei der Arbeit stören lassen, auch wenn er meine, das Haus stehe in Flammen. Der Mann folgte dem Rat, doch während er grub, fing es an zu prasseln, als ob das Haus brenne. Erschrocken warf er die Schaufel weg, um nachzuschauen, fand aber alles in Ordnung. Als er in den Keller zurückkehrte, war der Schatz noch viel tiefer hinuntergesunken (MÜLLER 1926, Bd. 1, S. 293–294, Nr. 410). In Hirnisbühl bei Nebikon stiess «s'Philipp Lünz» auf einen Hafen, auf dem eine Kröte sass. Voll Freude, einen Schatz entdeckt zu haben, wollte er das Gefäss aus der Erde heben, da zerbrach es in tausend Stücke. Ein kalter Schauer überlief den Finder, «er musste heim mit geschwellenen Beinen» und sich ins Bett legen (LÜTOLF 1976, S. 350–351). All diesen Sagen liegt wohl die Erfahrung zu Grunde, dass Wunschphantasien, geboren aus der materiellen Not, an der Realität des Alltags zerbrechen.

Nur selten und nur mit Unterstützung übernatürlicher Mächte lässt sich der Traum vom grossen Geld verwirklichen, sei es im Bund mit dem Teufel oder durch die Hilfe der dankbaren Armenseelen. In Uri können in mehreren Sagen die Schätze nur gehoben werden, wenn einer auf einem dreibeinigen, weissen Geissbock, meistens rückwärts, heranreitet. Ein Knecht kaufte ein Geissböcklein, nahm ihm ein Bein ab, zog es auf, bis es genug stark war, dass es ihn tragen konnte, und ritt darauf zur Grube im Stall, wo sein Meister einen Schatz vergraben hatte. Auf der Steinplatte, die das Geld bedeckte, hockte eine schreckliche Kröte. Der Knecht nahm sie schnell auf die Schaufel und warf sie unter dem Geissbock zu Gadentüre hinaus. Sie schrie auf, der Schatz gehörte dem Knecht (MÜLLER 1926, Bd. 1, S. 285, Nr. 395). Obwohl nach kirchlicher Lehre magische Praktiken und zauberische Schatzhebungen des Teufels sind und deshalb gezwungenermassen zum Misserfolg führen, gelingt das Unterfangen in einigen Sagen den Knechten, was wohl mit Wunsch- und Rachephantasien des schlecht behandelten Ge-

Abb. 2
 Der Geiz, eine der Sieben
 Todsünden, ist oft als
 Kröte dargestellt. Emblem
 aus: «Fünff und zwenzig
 Bedenkliche figuren mit
 Erbaulichen Erinner-
 ungen (...)»
 in Kupfer gebracht Durch
 Conrad Meyer, mahler in
 Zürich Ao 1674.
 Kantonsbibliothek Nid-
 walden (Depositum des
 Historischen Vereins des
 Kantons Nidwalden).



Abb. 2

sindes begründet werden kann (BRUNOLD-BIGLER 1997, S. 199–205). Während die Motive Ziegenbock, drei Beine, Rückwärtsreiten auf schwarze Magie im Umkreis des Leibhaftigen und der Hexen hinweisen, gibt es auch eine Sage, die aus einem positivem Ansatz heraus Erlösung und Reichtum bringt. Das Stäffeliloch, zuhinterst in den Giswileralpen, ist eine Höhle, in der Berggeister das Golderz bewachen, das haufenweise herumliegt. Vor vielen Jahren lebte im Kleinteil ein armer Mann mit vielen Kindern. Die Laui hatte ihm die schöne Matte verwüstet, die Not wuchs, bis er nur noch einen Ausweg sah: ins Stäffeliloch zu gehen; denn er glaubte, dass die Geister mit ihm, dem armen Mann, gnädig verfahren würden. Er durchforschte alle Gänge, Ritzen und Rinnen, fand aber nur Kot und Ungeziefer. Verzweifelt setzte er sich auf einen Stein und begann zu weinen, hatte er doch von vielen gehört, die hier ihr Glück gemacht hatten, obwohl sie nicht so arm gewesen waren wie er und seine Kinder. Er wollte schon den Rückweg antreten, als er sich nochmals umschaute und unter all dem Unrat einen Totenschädel entdeckte, auf dem eine riesige Kröte sass und ihn anlotzte. «Da ist ein armer Tropf wie ich bei seiner Goldsuche elendiglich zu Grunde gegangen», dachte er sich, «ich will den Schädel auf den Friedhof bringen, damit er in geweihter Erde seine Ruhe findet». Als er die scheussliche Kröte wegzagen wollte, widersetzte sie sich und drohte, «ihn anzugumpen», schliesslich aber musste sie doch weichen. Der

arme Mann band den Totenkopf in sein Nastuch und machte sich auf den Weg. Je näher er dem Friedhof kam, desto schwerer wurde seine Last, und als er den Friedhof betrat, zerriss das Taschentuch und ein glitzernder Goldklumpen fiel ihm zu Füßen. Jetzt waren Not und Sorge von ihm und seiner Familie gewichen (NIDERBERGER 1924, S. 87–88; SAGEN UNTERWALDEN 1986, S. 132–133). Stärker als die Kröte, die Schatzhüterin, die Macht der Unterwelt, ist hier die Armeseele, die ihrem Wohltäter hilft. In einer ähnlichen Sage findet ein Mann einen Totenkopf auf der Bluematt am Stanserhorn und bringt ihn ins Stanser Beinhaus, wo er sich in einen Goldklumpen verwandelt (NIDERBERGER 1924, S. 82; LÜTOLF 1976, S. 68). Die Geschichte reiht sich in den Sagenkreis der «dankbaren Toten», der seine Wurzeln in der mittelalterlichen Exempelliteratur hat. Die Seelen im Fegfeuer stehen nämlich jenen bei, die für ihr Seelenheil beten, Messen lesen lassen, Almosen verteilen, Brot oder Kerzen opfern.

Molche, Teufel und Geldscheisser

Andere Methoden, rasch und leicht Geld zu gewinnen, lassen an alchemistische Praktiken denken. Weil man glaubte, Kundige könnten durch das Verbrennen von Schlangen, Kröten und Basilisken Gold herstellen, nannte man im Mittelalter die Alchemisten auch «Unkenbrenner» (FRAUENFELDER 1934, S. 90–92). In den Sagen begleiten zwei Komponenten diese Experimente: das Sich-Einlassen mit unheilvollen Mächten und das Misslingen. Das vorprogrammierte Fallieren geht wohl auf die christliche Exempelliteratur und die Volkspredigt zurück, die eindringlich vor dem Bund mit dem Teufel warnen.

In Uri existieren gleich mehrere Varianten vom «Tyfelisieder» (MÜLLER 1926, Bd. 1, S. 253–254, Nr. 361). Immer ist es ein mittelloser, verschuldeter Mann – der Teufel bietet vor allem Menschen in verzweifelter Notlage seine Hilfe an, mit den Armen hat er ein besonders leichtes Spiel (BRUNOLD-BIGLER 1997, S. 30, 52–61, 120) –, der Molche mit gelben oder roten Bäuchen fängt, in einen Topf gibt und siedet, weil er glaubt, man könne den Schaum über dem Sud abschöpfen und zu Gold machen. Meistens aber lüpfen die Tiere den schweren Deckel, bedrohen den Mann oder bringen Unheil. Manchmal muss man allerdings zuerst die Molche mit Blut recht gut mästen. Ein armes Schuldenbäuerlein aus Wassen zapfte deshalb seiner Frau und seinen Kindern soviel Blut ab, dass sie vor Schwäche nicht mehr gehen konnten. Die Molche aber verharren nicht ruhig im Sud, sie hoben den Deckel und streckten ihre Hörner

heraus, so dass der Goldsieder glaubte, schwarze Teufel zu sehen, und sich nur noch durch Flucht retten konnte. Stets ist es schwierig oder gar unmöglich, sich dieser Tiere wieder zu entledigen – man lässt sich schliesslich nicht ungestraft mit dem Bösen ein. Nur ein Geistlicher kann sie bannen, aber nicht jeder ist stark genug. In einer der Sagen holt man zuerst den Pfarrhelfer, aber der ist zu schwach, dann den Pfarrer und zuletzt einen Kapuziner (MÜLLER 1926, Bd. 1, S. 253–254, NR. 361). (vergl. Artikel über den Schlangenbann).

Andernorts in der Innerschweiz versuchte man, Molche Geld scheissen zu lassen. In Einsiedeln wird noch im 19. Jahrhundert festgehalten: «Hält man einen grossen, schwarz und gelb gefleckten Molch in einem Geschirre mit feuchter Erde, und gibt ihm ganz fein gefeiltes Kupfer in etwas Milch zu fressen, so werden seine Exkremente Gold sein», und – etwas ernüchtert – ist beigefügt: «So ein Mastthier sah ich lange in seinem Käfig, aber das Gold bekam ich nie zu sehen» (OCHSNER 1904, S. 300).

Frösche, seltener Kröten und Molche, sind eigentliche Geldscheisser, welche die Münzen, die man ihnen unterlegt, über Nacht verdoppeln. Natürlich hat die ganze Angelegenheit auch einen Haken: es ist wichtig, die Geldvermehrer rechtzeitig loszubekommen; denn wer stirbt, wenn er noch im Besitz des Tieres ist, gehört dem Teufel, in andern Varianten, wenn es in «die dritte Hand» kommt, also durch Verschenken oder Vererben zwei Mal weitergegeben wird (MÜLLER 1926, Bd. 1, S. 247–254, Nr.355–360).

Ein armer Mann aus dem Reusstal war in heller Verzweiflung, weil er nicht mehr wusste, wie er seine Kinder ernähren und seine Schulden zahlen konnte. Da riet ihm ein fahrender Schüler, sich auf den Weg zu machen und den ersten Mann in lederbrauner Kleidung, der ihm begegne, anzusprechen. Der arme Schlucker befolgte den Rat, traf den Mann, der ihn anwies, unter einem bestimmten Busch zu graben. Dort werde er eine Kröte finden. Wenn er ihr zu Hause Geld unterlege, werde sie es jeden Tag verdoppeln. So geschah es. Und als er genug Geld hatte, wollte er sie loswerden und warf sie über eine hohe Fluh. Doch als er zurückkam, sass sie schon wieder auf dem Geldtruckli auf dem Buffet. Dreimal warf er sie weg, jedesmal kehrte sie zurück. Da riet ihm seine Frau – die Überlistung des Teufels durch eine Frau hat schliesslich in Uri Tradition, denken wir an die Teufelsbrücke –, die Kröte in einen Geldsäckel zu stecken, ihn im Hosen- oder Rucksack so zu versorgen, dass nur noch ein Zipfel herausschäue, und auf den Markt zu gehen. Der

Mann tat das, der Geldsack wurde tatsächlich gestohlen, und er war die Kröte los. Nach einer anderen Variante kehrte sie aber zurück und erst der Kapuziner konnte sie bannen. Häufig nennt man den Geldscheisser «Allarüne», Alraune, obwohl der Begriff üblicherweise eine in der Magie vielfach verwendete Wurzel bezeichnet. Beide Vorstellungen scheinen in Uri nebeneinander existiert zu haben. Ein Schächentaler stieg vom armen Hüterbub zum reichen Bauern auf, weil er eine Allarünä oder einen «Gäldschysser» besessen hatte. Er musste ihn «putzen und schoren» wie ein Kind. Ein Schuhmacher, der auf Stör kam – Störhandwerker kannten die ökonomischen Verhältnisse und die sozialen Konflikte der Familien aufs beste und treten in den Volkserzählungen häufig als Gewährsleute auf (BRUNOLD-BIGLER 1997, S. 48, 50, 215) – sah in einem unbewachten Augenblick eine Kröte, die auf einem Haufen Geld hockte. Andere aber behaupten, der «Gäldschysser» sei eine Wurzel gewesen, die exakt einem ganz kleinen Mandli geglichen habe oder auch ein wirkliches, munzigkleines Mandli war. Meistens ist der Geldscheisser jedoch ein Frosch: «Allarünä sind grasgriäni Freschli, ma findet-ts' mängisch mitzt i dä Mattä-n-innä und mängisch a dä Haselstüdä. Da hennt-si alligs g'seit, diä tiäget Gäld schyssä». Geldscheisser scheinen sogar ein Exportprodukt gewesen zu sein. Ein Wirt ennet dem Gotthard, bei dem ein Bürger, der mit seinem Vieh «in das Wälsche hinüber» an die italienischen Herbstmärkte zog, jeweils einkehrte, bat um einen Geldscheisser. Der Urner brachte ihm im nächsten Jahr ein Fröschlein, das «Allarünä» heisst, das dann auch brav das unterlegte Geld verdoppelte. Ein Schuster aus dem Luzernischen besuchte jährlich die Zurzacher Messe. Ein Herr gab ihm einst den Auftrag, das nächste Mal eine Alraune mitzubringen. Der Schuster fing eine Kröte, die ihren Auftrag prompt erfüllte (LÜTOLF 1976, S. 192). Dramatisch sind oft die Schilderungen, wie man sich eines Geldscheissers wieder entledigt. Gleich mehrere Sagen berichten, wie ein Kapuziner nach längerem Zaudern den Frosch entgegennimmt. Er wickelt ihn vorsorglich in ein Kelchtüchlein oder legt ihn unter ein Kreuz oder in seine Zelle. In der Nacht tobt ein gewaltiger Lärm vor dem Kloster, eine wilde Rotte verlangt lautstark und drohend ihren Hauptmann heraus. Der Guardian ruft den Konvent zusammen, und der Kapuziner bekennt seine Tat. Zur Strafe muss er mit der teuflischen Horde verhandeln. Im Bewusstsein der bannenden Macht des geweihten Klosters und des Stoffes, der mit dem Altarsakra-

ment in Berührung gestanden hatte, fordert er sie auf, ihren Hauptmann selber zu holen, was sie natürlich nicht können. Der Pater gibt das Allarüneli erst frei, nachdem die dämonischen Belagerer dem Kloster Säcke von Gold, die auf dem Meeresgrund lagen, herbeischaffen, was man immerhin als Hinweis auf die Käuflichkeit der Kirche auslegen könnte.

Das Phänomen «Geldscheisser» scheint weit verbreitet zu sein. Es hängt möglicherweise mit der in agrarischen Gesellschaften verbreiteten Vorstellung von den «begrenzten Gütern» zusammen. Die Erfahrung lehrte die Menschen, dass das zur Verfügung stehende Land und die Produkte des Viehs ungefähr gleich gross und die Summe der Güter mehr oder weniger konstant blieben. Wenn einer mehr erwirtschaftete, fiel das auf, erregte den Neid der Nachbarn, liess den Verdacht von Zauberei und Teufelsbündnissen aufkommen (BRUNOLD-BIGLER 1997, S. 206). Noch heute heisst es im Volksmund, wenn einer mit dem Geld nur so um sich wirft, «dä hed meini dr Gäldschiesser gha». Der Geldscheisser hat auch Eingang in die bildende Kunst gefunden. Zur Illustration eines Rechtsbrauches ist am spätmittelalterlichen Zunfthaus Kaiserworth in Goslar (D) das «Dukatenmännchen» zu sehen, eine plastische, nackte Menschenfigur, die Münzen ausscheidet (LE GOFF 1988, S. 35). (Abb. 3).

Hexensagen

In all diesen Goldsieder- und Geldscheissersagen sind Frösche und Kröten Tiere des Bösen, des Teufels. Es liegt daher nahe, dass sie auch mit den Hexen in Verbindung stehen. Sie gehören, zusammen mit den Schlangen, zu den wichtigsten Ingredienzen der Hexenelixiere, die dem Schadenzauber dienen und Hagelwetter, Viehseuchen, Unglück, Krankheiten und Tod verursachen. Um ein Hexer oder ein Zauberer zu werden oder um die Sprache der Tiere zu verstehen, isst man in der Westschweiz das Herz einer Schlange (GABUD 1910, S. 293), andernorts nimmt man Schlangenblut oder Schlangenfleisch zu sich (WUTTKE 1970, S. 316, Nr. 468).

Hexen treten mit Vorliebe in der Gestalt von Kröten auf. Im Eigentäl heisst ein Wassergraben «Hexengraben» und das umliegende Gebiet «Hexentobel». Hier trafen sich vor langer Zeit die Hexen in einer Scheune zum Hexensabbath. Der Knecht des Bauern hörte oft in der Nacht geheimnisvolle Töne aus dem Stall und beschloss, der unheimlichen Sache auf den Grund zu gehen. In einer Vollmondnacht versteckte er sich auf dem Heustock und beobachtete, wie

Hexen zum Tanz zusammenkamen, unter ihnen auch die Bäuerin. Er hörte, wie sie dem Hexenmeister klagte, ihr Mann wolle im fruchtbarsten Feld Getreide anbauen – Hexen ertragen bekanntlich kein Salz und kein Brot. Der Fürst des Bösen gab ihr den Rat, sie solle als Kröte auf dem Mistwagen mitfahren, um auf den Acker zu gelangen, so würden die Halme keine Frucht, sondern leeren Spreu hervorbringen. Der Knecht verriet seinem Meister nichts, fuhr aber auf dem Mistkarren mit und schlug mit einem Stock auf die Kröte ein. Von dieser Stunde an humpelte die Bäuerin, wurde als Hexe überführt und verbrannt (SAGENHAFTES LUZERN 1994, S. 80–82). Eine ganz ähnliche Sage existiert in Hergiswil bei Willisau, dort aber erschlägt der Knecht die Kröte und die Bäuerin stirbt (SAGENHAFTES HINTERLAND 1993, S. 50–52; LÜTOLF 1976, S. 204–205). Die Häufigkeit dieser und ähnlicher Sagen steht wohl im Zusammenhang mit dem öfters gespannten Verhältnis zwischen der Meisterin – der sozial höher gestellten Frau – und dem Knecht, der ein Ventil für seinen Hass brauchte und sich in seinen Rachephantasien traditioneller Muster bediente (BRUNOLD-BIGLER 1997, S. 205–209).

Verwünschte Menschen und Armeseelen

Wie Erlösungssagen zeigen, können Kröten und Frösche auch verwünschte Menschen sein. In Obwalden fürchteten sich aus diesem Grund viele vor den Kröten. Um sie zu erlösen, werfen einige die Tiere aufs Hausdach, damit sie dort verdorren und aus der Hülle die gefangene Seele frei werde (LÜTOLF 1976, S. 351; SAGEN UNTERWALDEN 1986, S. 51). Wer nämlich im Leben Schuld auf sich lädt und diese vor dem Tod nicht tilgt, zum Beispiel den Markstein nicht wieder an die richtige Stelle zurückversetzt, oder wer ein Versprechen gibt und es nicht hält, muss als Ruheloser wandeln.

Walser pilgerten einst zu Fuss durch Uri nach Einsiedeln. Ständig hüpfte ihnen ein Frosch nach. In Einsiedeln schlüpfte das Tier unter die hinterste Bank und wurde nicht mehr gesehen. Die Walser besprachen das Ereignis mit einem Geistlichen. Der sagte, es sei eine Armeseele gewesen, die zu Lebzeiten eine Wallfahrt nach Einsiedeln versprochen und das Gelübde nicht eingehalten habe. Zur Strafe habe sie Froschgestalt annehmen müssen, sei jetzt aber erlöst (MÜLLER 1929, Bd. 2, S. 93, Nr. 611). Dass diese Armeseele, die im Leben ihr Wort nicht gehalten hatte, ausgerechnet als Frosch wandeln musste, ist wohl kein Zufall. Frösche gelten nämlich im Volksglauben als Schwätzer, Prahler (EM 1987, Bd. 5, Sp. 397–401).

Abb. 3
Ein Geldscheisser: Am
spätgotischen Zunfthaus
Kaiserworth in Goslar (D)
scheidet das Dukaten-
männchen Münzen aus.



Abb. 3

Auch im Tirol ist die Vorstellung verbreitet, dass Armeseelen in Gestalt einer Kröte die Kirche besuchen (SCHENDA 1995, S. 186). Zahlreiche christliche Exempel thematisieren die Verwerflichkeit und die schlimmen Folgen des Fluchens (BRUNOLD-BIGLER 1997, S. 191–192) und übten vielleicht einen gewissen Einfluss auf jene Innerschweizer Sagen aus, die aufzeigen, wie Verfluchungen, aber auch gedankenlose Verwünschungen und Lieblosigkeiten Unheil anrichten und Verwandlungen in Tiere verursachen können. So liess der Fluch eines Ermordeten den Mörder zur Kröte werden (VERNALEKEN 1938, S. 53). In Uri war ein Mann hartherzig gegenüber seiner Frau und bürdete ihr schwere Arbeiten auf, obwohl sie hochschwän-

ger war und ihn bat, sie zu entlasten, da sie ein Kind trage. Er aber sagte: «Ja, d'r Tyfel hesch byn-d'r». Da gebar die Frau eine Schlange (MÜLLER 1929, Bd. 2, S. 168, Nr. 735).

Milchsaugende Schlangen und dankbare Kronenschlangen

Hartnäckig hält der Volksglaube daran fest, dass Schlangen Milch lieben und sie den Kühen vom Euter saugen. Dieser Glaube ist schon in der Antike verbreitet. Plinius berichtet von einer riesigen Schlange, die in Italien «Bovae» heisst, weil ihre erste Nahrung Kuhmilch ist (PLINIUS 1976, S. 39, nat. hist. lib. 8: 37). Im Mittelalter findet man diese Riesenschlange bei Konrad von Megenberg (1309–1374). Sie wohnt in Kalabrien, heisst Boa und lässt ganze Landstriche veröden, denn sie legt sich an «der rinder äuter, diu gar vil milch gebent, und seugt ân unterlâz die vaizten milch» (KONRAD VON MEGENBERG 1971, S. 265). Die Schlange, die der irische Glaubensbote Magnus bei Kempten tötete, war ebenfalls eine Boa (MAGNUS 2000, S. 11, 48). Der Schweizer Renaissancegelehrte und Naturwissenschaftler Conrad Gesner beruft sich in seinem berühmten Schlangenbuch im Kapitel über die Boa ausdrücklich auf Plinius. Er leitet ihren Namen aus dem Lateinischen Bova oder Bos, «von Büfflen und Ochsen her/ die sie erwürget und umbringet»; sie stelle den Büffeln nach, «und welcher viel Milch hat oder voll ist/ an dessen Euter henckt sie sich/ und wird vom stetigem Saugen so feist/ gross/ gemest/ erfüllt/ und geschwillt dermassen/ dass ihrer Grösse keine Macht noch Krafft widerstehen mag». Sie vernichtet die Herden, vertreibt die Bewohner (GESNER 1995, S. 44–45). Er hält fest, dass auch unsere Hausschlangen und Nattern Milch saugen, was übrigens in allen Ländern der Welt zu beobachten sei (TOPSELL 1967, S. 671). In den Sagen sind es auch Hexen, die als «Fernmelkerinnen» auftreten und den Kühen die Milch absaugen (VERNALEKEN 1938, S. 204–205; BRUNOLD-BIGLER 1997, S. 74). Dieser Glaube verdankt seine weite Verbreitung unter anderem dem «Malleus Maleficarum», dem «Hexenhammer» des Dominikaners Heinrich Kramer (Inquisitor), der seit dem Spätmittelalter als Anleitung für Hexenprozesse diente (KRAMER 2000, S. 483–498, II/1,14). Meistens sind es aber Teufels- oder Hexentiere, nämlich Schlangen, seltener Kröten, die sich an die Euter der Kühe hängen. In Wiesenberg zum Beispiel wird erzählt, dass ein Bauer etwa acht Kühe am Barnen hatte, die immer schon gemolken waren, wenn er in den Stall kam. Endlich holte er einen Kapuziner von Stans. Der riet ihm, das Vieh eine

Zeitlang aus dem Stall zu nehmen, die Barnen sauber auszuräumen und dann zu entfernen, man werde dann schon erfahren, was da nicht in Ordnung sei. Der Bauer führte die Weisungen aus, da kam ein grosses Nest Schlangen zum Vorschein, die ausserordentlich gut genährt waren. Er tötete sie, baute einen neuen Barnen ein, und von jetzt an war alles in Ordnung. Die Sage endet mit der Bemerkung «Es gibt auch Schlangen mit kleinen, glitzernden goldenen Kronen, ich habe selber schon welche gesehen» (SAGEN UNTERWALDEN 1986, S. 198–199). Auch am Pilatus beeinträchtigten viele Plagen und Schrecken die Alpwirtschaft. Besonders lästig waren die Schlangen, die den Kühen ihre Milch absaugten. Zum Glück gab es ein sicheres Mittel dagegen: man musste einen weisen Hahn bei der Hütte haben (SAGENHAFTES LUZERN 1994, S. 27–28; LÜTOLF 1976, S. 324). Weisse Hähne gelten nämlich als unheilabwehrend und glückbringend (HDA 1987, Bd. 3, Sp. 330, Hahn). Das Landgut Wurmis in Riemenstalden erhielt seinen Namen von einer milchsaugenden Schlange. Jede Nacht wurde dort nämlich eine Kuh am Strichen ausgesogen. Endlich passten die Leute dem Schelm auf. Es war ein «Wurä», wie die Urner die Schlangen nennen. Die Leute erschlugen ihn, die Kuh aber sehnte sich ordentlich nach ihm, sie hatte sich so sehr an ihn gewöhnt (MÜLLER 1945, Bd. 3, S. 186, Nr. 1301). Das Motiv der Gewöhnung, der Sehnsucht taucht in den Sagen öfters auf. Nicht gefunden habe ich in den Innerschweizer Erzählungen die Vorstellung, dass die Schlangen an Frauenbrüsten trinken – was noch 1987 in Italien vorgekommen sein soll. Einige Forscher bezeichnen die Sage vom Kind, das eine Schlange mit Milch füttert, als verhüllte Form dieses Schlange-Milch-Brust-Motivs (SCHENDA 1995, S. 313).

Auch milchsaugende Kröten kommen vor, doch gibt es probate Mittel dagegen: «Dass die Kröten den Kühen die Milch nicht ausaugen: Nimm Wagenschmär in ein Schirblein und seze es in den Stall», dann kann keine Kröte hinein, sind aber schon eine oder mehrere drin, so fliehen sie, denn sie können es nicht riechen (GFELLER 1902, S. 57).

Der Topos der Schlange, die Milch liebt, verbindet sich oft mit der Idee der Opfergabe an den Hausgeist, an die Hausschlange, an chthonische Gottheiten, die sich als dankbar erweisen. Häufig handelt es sich dabei um einen Schlangenkönig, eine Kronenschlange, die – überlagert von andern Motivsträngen – auch gefährlich werden kann, wenn der Mensch ihr die Krone raubt. In Uri

verzehrte ein Geissbub sein Zabig immer auf dem gleichen Stein. Nach und nach gesellte sich eine Schlange zu ihm und schaute ihm zu. Sie lag ganz ruhig neben ihm, so dass er alle Furcht verlor und sie täglich fütterte. Als er im Herbst vor dem Alpabzug das letzte Mal auf seinem Stein sass, kroch die Schlange heran. Auf ihrem Kopf glänzte ein herrliches, goldenes Krönlein. Nach dem Essen legte sie es vor den Geissbub und verschwand (MÜLLER 1945, Bd. 3, S. 188, Nr. 1302). Einer Magd in Bützberg, Kanton Bern, bringt eine Schlange beim Hochzeitsmahl ihre Krone aus Dank, dass sie jeweils auf der Weide mit Milch gefüttert wurde (VERNALEKEN 1938, S. 69, 80). Eine Sage aus Obwalden berichtet, dass ein Mädchen jeden Nachmittag mit seinem Schüsselchen warmer Milch und den Brotbrocken hinters Haus ging und nur hier essen wollte. Das wunderte die Eltern, der Vater versteckte sich einmal und hörte, wie das Kind sagte «Ach, du trinkst und nimmst ja alle Milch, friss auch die Brocken». Neugierig spähte der Vater aus seinem Versteck und sah, wie eine Schlange aus dem Schüsselchen seines Kindes trank. Was er seinem Töchterchen sagte, wie er die Schlange entfernte, ob das Kind Sehnsucht nach der Schlange hatte, sei nicht überliefert. Einige würden behaupten, das Mädchen hätte mit Erlaubnis des Vaters die Schlange weiter gefüttert. Später, bei seiner Hochzeit, sei sie im Speisesaal erschienen und habe ein goldenes Krönlein in den Schoss der Braut gelegt (LÜTOLF 1976, S. 324; NIDERBERGER 1924, S. 259). Die gleiche Sage findet sich auch im Prättigau, im Haslital (ESCHER 1945, S. 75), in Bosco Gurin, wo die Polenta die Brotmöcklein ersetzt (GERSTNER-HIRZEL 1970, S. 170) und in Einsiedeln, wo zwar Hochzeit und Brautgeschenk fehlen, aber am Schluss gesagt wird «Viel erzählten die Leute, welch Glück jenem bevorstehe, dem sie ihre Krone ablegen» (OCHSNER 1904, S. 302–303). In Uri sind drei Varianten dieser Sage überliefert. Das Kind sagt jeweils zum «Wurä»: «Müesch Meckli äü nä, nitt nur Mämmeli». Bei der Geschichte aus Gurnellen trägt die Schlange keine Krone, bei der zweiten lässt sie dem Kind eines Tages ihr goldenes Diadem zurück, bei der dritten beobachten die Eltern, wie der «Wurä» seine Krone auf einen Stein legt, bevor er anfängt, die Milch aus dem Schüsselchen zu trinken. Sie erzählten alles einem Mann, der ihnen riet, die Krone zu stehlen, da sie von bestem Gold sei, aber das Kind schnell wegzunehmen und ein vierblättriges Kleeblatt auf den Stein zu legen. Die Eltern führten den Rat aus. Als die Schlange ihre Krone nicht mehr fand, wurde sie wütend, fuhr hoch in die Luft und schoss

auf den Stein hinunter, so dass ihr Kopf zerschmettete (MÜLLER 1945, Bd. 3, S. 186–188, Nr. 1302). Interpretationen jenes Grimm-Märchens, in dem ein Kind seine Milch mit einer Kröte teilt, die von der Mutter erschlagen wird, erklären das Tier als Lebensprinzip und Muttersymbol: Solange die Symbiose besteht, gedeiht das Kind, wenn die Mutter die Kröte tötet, stirbt auch das Kind (GRIMM 1972, NR. 105 e; EM 1996, Bd. 8, Sp. 497).

Die Vorliebe der Schlange für Milch kann lebensrettend sein. Es existieren recht viele Erzählungen wie folgende: Eine Frau hatte einmal eine Schlange verschluckt. Abends ging sie in den Stall, um ihre Kuh zu melken, und schlief über der Arbeit ein. Da kroch die Schlange aus ihrem Mund hervor, um die gemolkene Milch zu trinken (RIPPMANN 1913, S. 73). Mit Milch gelingt es auch, Schlangen zu töten: In Silenen hausten in einem Stall Schlangen und armdicke, vierfüßige «Würm». Auf Rat des Schlangenkönigs stellten die Leute Milch auf, die Schlangen kamen, sofften und verdarben. Auch der König lag tot am Boden. Seine goldene Krone war so gross wie ein Fingerring (MÜLLER 1945, Bd. 3, S. 188, Nr. 1303).

Gefährliche Schlangenkönige und Kronenschlangen

In Uri nimmt man an, dass die Schlangen, sobald sie am Euter saugen, nicht mehr giftig sind (MÜLLER 1945, Bd. 3, S. 185–186, Nr. 1300). Möglicherweise steht dieser Glaube in Zusammenhang mit einer bis ins Frühchristentum zurückreichenden Tradition. Der Physiologus (vergl. Artikel über die Änisschlange) hält nämlich fest: «Wenn die Schlange, um Wasser zu trinken, zum Fluss geht, trägt sie nicht ihr Gift mit sich, sondern lässt es in ihrer Höhle zurück» (PHYSIOLOGUS 1960, S. 12). Häufig ziehen die Schlangenkönige zum Baden oder Trinken ihre Krone ab (VERNALEKEN 1938, S. 81, 91–93; WUTTKE 1970, S. 52, Nr. 57). Wer eine Schlangenkrone oder ein Natternkränzchen findet, wird unermesslich reich, aber es ist sehr gefährlich, sie zu stehlen, denn wenn das Tier den Verlust bemerkt, wird es wütend, verfolgt und tötet den Dieb, oft mit Unterstützung anderer Schlangen. Nur in wenigen Ausnahmen ist eine Rettung möglich, wenn man das Schmuckstück rechtzeitig wegwirft oder auf eine Eiche klettert, an der ein Heiligenbild befestigt ist (VERNALEKEN 1938, S. 81, 87–89, 91–95, 97–98, 104–106). Die Schlangenkönige der Urner Sagen tragen auf ihrem Kopf eine kammartige oder eine runde Krone. Einige Leute sind der Ansicht, es handle sich um einen fleischigen Auswuchs wie beim Kamm des Hahns, die

meisten aber behaupten, der Kopfschmuck sei aus bestem Gold. Alle Schlangen müssen dem König gehorchen. Wenn er seine Krone verliert, töten sie ihn (MÜLLER 1945, Bd. 3, S. 177–178, Nr. 1287). Der Glaube an die Schlangenkönige reicht ins Mittelalter zurück. Konrad von Megenberg bezeichnet den Basilisken als den König der Schlangen. Auf seinem Kopf habe er weisse Flecken, «als ob er geziert sei mit ainer krôn» (KONRAD VON MEGENBERG 1971, S. 263). Auch bei Conrad Gesner ist der Basilisk, lateinisch Regulus, «auff Teutsch ein König der Schlangen oder Ertzschlang/ wird also genent/ wegen seiner Spitzen oder Puncten an der Stirn/ so sich einer Königlichen Kron vergleichen/ oder dieweil vor ihm alle andern Schlangen als vor einem König erschrecken und sich förchten/ denn er sie mit dem Gesicht/ Athem und Pfeiffen all tödtet» (GESNER 1995, S. 41–45; TOPSELL 1967, S. 677). (Abb. 4). Ein Bauer im Glattal soll zudem Schlangen gesehen haben mit gelben oder goldfarbenen Binden «umb den Kopff als wan sie gekrönnt wären» (GESNER 1995, S. 32).

Ein Altdorfer erzählte, wie er beim Dorfbach auf einem Stein neben dem Brücklein ein goldenes Krönchen gefunden habe, gross wie ein Fingerring. Da gewahrte er aber auch einen Wurä, armdick und gross wie ein Bohnenstickel, der sich aufbäumte und ihn mit den Augen anfunktete, so dass er es nicht wagte, das Krönlein zu stehlen (MÜLLER 1945, S. 184, Nr. 1298). Nicht anders erging es zu Häggrigen drei Buben, die wussten, dass die Schlange, die unter einem Stein am Bach lebte, sich jeden Frühling zu einem bestimmten Zeitpunkt im Bache wusch und dazu ihre Krone ablegte. Doch als sie die Krone packen wollten, pfiiff das Tier auf merkwürdige Weise, da krochen von allen Seiten Schlangen herbei um zu helfen. Die Burschen konnten sich nur retten, indem sie wie rasend den Rain aufwärts rannten. Aufwärts können die Würm nicht kriechen, abwärts aber schiessen sie durch die Luft (MÜLLER 1945, Bd. 3, S. 184–185, Nr. 1297, 1299). Recht häufig gelingt aber der Raub, weil sich die Schlange durch ihr Wüten tödlich verletzt. Ein Gurneller stahl einem badenden «Wurä» die abgelegte Krone, das rasende Tier verfolgte ihn, zerschmetterte aber an einem Nagel an der Haustüre, die der Fliehende noch zuschlagen konnte, den Schädel (MÜLLER 1945, Bd. 3, S. 183, Nr. 1297). In Bristen legte ein Schlangenkönig seine Krone auf einen Brunnentrog, der unter den vielen Allmendnussbäumen stand. Dann kletterte er auf einen Baum, schaute sich die Umgebung an, kroch nach einiger Zeit wieder hinunter und setzte die Krone auf.

Abb. 4
Der Basilisk, der König
der Schlangen, aus
Conrad Gesners «Schlan-
genbuch» von 1589.

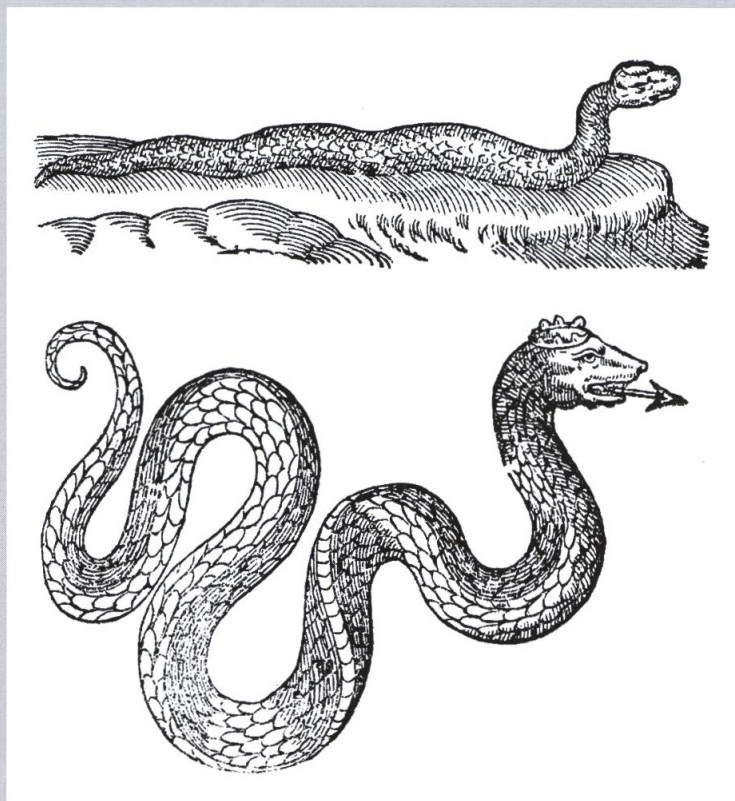


Abb. 4

Einige Burschen lauerten ihm auf, packten die Krone und liefen davon. Als das Tier den Verlust bemerkte, schoss es wütend herunter und zerschellte auf dem Brunnentrog. Einem Geissbub, der seine Mahlzeit jeweils mit einer Kronenschlange teilte und beobachtete, wie diese nach dem Essen Wasser im Bach trank und dazu die Krone ablegte, gelang der Raub, weil er auf einen Erlenbaum flüchtete (MÜLLER Bd. 3, 1945, S. 184–185, Nr. 1299).

Schiessschlangen

In mehreren Sagen haben wir gesehen, dass die ganz gefährlichen Schlangen blitzschnell durch die Lüfte schiessen (HDA 1987, Bd. 7, Sp. 1119). Wenn man Glück hat, zerschellen sie an der zugeschlagenen Türe, an der Hauswand, am Brunnentrog, an einem Stein. Oft gelingt es ihnen aber, den Widersacher, sei es nun ein fahrender Schüler oder ein Kapuziner, der sie mit einem Bann belegen und vertreiben will, zu töten (vergl. den Artikel über den Schlangenbann). Häufig sind es Schlangenkönige oder einfach weisse Schlangen, die durch die Lüfte schiessen, wie in Bauen, wo ein Mann bei der Arbeit auf einen weissen «Wurä» stiess, sich auf einen Nauen retten und die Schlange, die durch die Luft angesaust kam, mit der Sense erlegen konnte (MÜLLER 1945, Bd. 3, S. 181, Nr. 1292).

Eidechsen warnen schlafende Menschen vor Schlangen (WUTTKE 1970, S. 118, Nr. 155). Vielleicht beruht dieser Glaube auf einer

ähnlichen Tradition wie jene katalanische Sage, die erzählt, dass Gott die schöne Eidechse mit vier Beinen geschaffen habe, der Teufel aber die Schlange. Darum sei die Eidechse der Feind der Schlange und warne den Menschen, wenn das Teufelstier ihm schaden wolle (SCHENDA 1995, S. 52, Eidechse). Gleich in mehreren Urner Sagen rettet eine Eidechse den Menschen. Die Schlange legt jeweils ein Blatt oder Kraut auf das Herz oder den Kopf eines im Freien Schlafenden, markiert also fein säuberlich jene Körperstelle, auf die sie ihre unheilvolle Attacke richten will. Dann kriecht sie auf einen Baum oder erhebt sich in die Lüfte, um auf das Blatt hinunterzuschliessen und den Menschen zu töten. Eine Eidechse huscht über den Schläfer und weckt ihn, öfters aber verschiebt sie das Blatt auf einen Stein, an dem die Schlange dann zerschellt (MÜLLER 1945, Bd.3, S. 181–182, Nr. 1294). Eine ähnliche Sage existiert auch in Flums (SENTI 1969, S. 142).

Schon in der Antike, bei Plinius etwa, schwingen sich die Zornnattern von den Baumästen herunter. Man müsse sich also nicht nur darauf konzentrieren, mit den Füßen nicht auf eine Schlange zu treten, sondern auch alles, was oben ist, im Auge behalten, da sie wie abgeschossene Pfeile durch die Luft fliegen (Plinius 1976, S. 71, nat. hist. lib. 8: 85). «Schozslangen», Geschossschlangen, kennt auch Konrad von Megenberg (KONRAD VON MEGENBERG 1971, S. 273–274). Sie springen auf die Bäume, und wenn sich ein Tier nähert, werfen sie sich so schnell «als ain geschoz, daz von ainem armprust vert (fährt) oder auz ainer schozpüchsen». Die Angst vor der Schnelligkeit der Schlange kommt auch bei der Beschreibung anderer Schlangenarten zum Ausdruck: Die Dispen sind «sô behend (...), daz si unsihtleich die läut hekt (beisst), und wenn man si tritt, sô siht man ir niht», und die Sirene, eine Schlangenart, die in Arabien vorkommt, ist «sneller wan diu pfärt» (KONRAD VON MEGENBERG, S. 267, 281). Auch Conrad Gesner widmet in seinem Schlangenbuch der Gattung der «Schoss-Schlangen» ein Kapitel, die so genannt werden, weil «sie gleich wie ein pfeil von der Senen/ sich selbst in die Weite schwingen und werffen». Er bringt als Beispiel eine Geschichte aus dem Glattal, in der eine Schlange sich in die Lüfte erhob und einem fliehenden Bauern «16 Schuh weit» «nachschoß» (GESNER 1995, S. 29). Diese den Schlangen zugeschriebene Behendigkeit und die Beobachtung der ruckartigen Bewegungen trugen wohl zu der noch heute verbreiteten Furcht bei, Schlangen würden die Menschen angreifen und verfolgen.

Abb. 5
Fast in allen Kulturen gilt die Schlange als Sexualsymbol. Barbara Gut: «Schwüler Nachmittag», 1995. Stadt- und Universitätsbibliothek Bern



Abb. 5

Möglicherweise hat die Vorstellung der pfeilschnell durch die Lüfte sausenden Schlangen sich auch – im Sinne der sympathetischen Magie – auf den Schiesszauber ausgewirkt. Um die Treffsicherheit zu erhöhen, so ergab eine Umfrage bei schweizerischen Wehrmännern im Ersten Weltkrieg, nimmt man in der Westschweiz alle Zähne einer Schlange und legt sie auf das Hemd oder unter den rechten Arm. Zur Herstellung von Kanonensalbe mischt man das Schmalz eines roten Schweines und Schlangenfett. Wohl um die Kugel unweigerlich ins richtige Einschussloch zu zwingen, wird ein recht aufwändiges magisches Verfahren mit einer Kröte empfohlen: Man nehme einen Knochen vom linken Arm eines Erhängten, bohre ihn mitten durch eine Kröte und lass ihn ein Jahr dort. Dann giesse man das Blei durch dieses Loch und mache die Kugeln daraus. (BÄCHTOLD 1915, S. 227, 228; REYMOND 1910, S. 265).

Literatur

- BÄCHTOLD, HANNS** (1915): Volkskundliche Mitteilungen aus dem schweizerischen Soldatenleben: Proben aus den Einsendungen schweizerischer Wehrmänner. – SAV 19: S. 201–264
- BRUNOLD-BIGLER, URSULA** (1997): Hungerschlaf und Schlangensuppe: historischer Alltag in alpinen Sagen. – Bern, Stuttgart, Wien
- EM. ENZYKLOPÄDIE** des Märchens (1977 ff): Handbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung; begr. von Kurt Ranke. – Berlin, New York
- ESCHER, WALTER** (1945): Volkskundliches aus dem Prättigau. – SAV 35: 73–76
- FRAUENFELDER, REINH.** (1934): Der Unkenbrenner. – SAV 33: 90–92
- GABBUD, MAURICE** (1910): Usages, habitudes, croyances superstitieuses et autres traditions diverses recueillies à Lourtier (Vallées de Bagnes). – SAV 14: 290–295
- GERSTNER-HIRZEL, EMILY** (1970): Volkserzählungen aus Bosco Gurin. – SAV 66: 157–183
- GESNER, CONRAD** (1995): Gesnerus de serpentibus Oder Schlangen-Buch/ Das ist/ Eine gründtliche und vollkomene Beschreibung aller Schlangen, (...), Frankfurt a.M. 1662. – (Nachdruck). – Hannover
- GFELLER, S.** (1902): Blütenlese aus einem alten handschriftlichen Arzneibuch. – SAV 6: 51–60
- GRIMM, JACOB; GRIMM, WILHELM** (1972): Kinder- und Hausmärchen. – (Nachdruck). – Darmstadt
- HDA. HANDWÖRTERBUCH** des deutschen Aberglaubens (1987); hrsg. von Hanns Bächtold-Stäubli unter Mitwirkung von Eduard Hoffmann-Krayer. – (Nachdruck der Ausg. 1927–1942). – Berlin, New York
- ITHEN, ANNA** (1898): Innerschweizerische Legenden und Sagen. – SAV 2: 1–9
- KONRAD VON MEGENBERG** (1971): Das Buch der Natur: die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache; hrsg. von Franz Pfeiffer. – 2. reprogr. Nachdr. der Ausg. Stuttgart 1861. – Hildesheim, New York
- KRAMER, HEINRICH** (Institoris) (2000): Der Hexenhammer: Malleus Maleficarum; neu aus dem Lat. übertr. von Wolfgang Behringer, Günter Jerouschek und Werner Tschacher. Hrsg. und eingel. von Günter Jerouschek und Wolfgang Behringer. – München
- LE GOFF, JACQUES** (1984): Die Geburt des Fegfeuers. – Stuttgart
- LE GOFF, JACQUES** (1988): Wucherzins und Höllenqualen: Ökonomie und Religion im Mittelalter. – Stuttgart
- LÜTOLF, ALOIS** (1976): Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. – Nachdr. der Ausg. Luzern 1862. – Hildesheim, New York (Volkskundliche Quellen. Neudrucke europäischer Texte und Untersuchungen, 4: Sage)
- MAGNUS** (2000): Magnus, Drache, Bär und Pilgerstab: 1250 Jahre Apostel des Allgäus. Das Buch zur Ausstellung. – Füssen
- MOSER-RATH, ELFRIEDE** (1964): Predigtmärlein der Barockzeit: Exempel, Sage, Schwank und Fabel in geistlichen Quellen des oberdeutschen Raumes. – Berlin (Fabula. Suppl. Serie, Reihe 17: Texte ; Bd. 5)
- MÜLLER, JOSEF** (1926, 1929, 1945): Sagen aus Uri, aus dem Volksmund gesammelt. – 3 Bde. (Bd. 1 und 2: hrsg. und mit Sachregister und Anrm. vers. durch Hanns Bächtold-Stäubli; Bd. 3: hrsg. und mit Register zu allen drei Bde. vers. durch Robert Wildhaber). – Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Basel
- NIDERBERGER, FRANZ** (1924): Sagen aus Unterwalden. – 2. Aufl. – Sarnen
- NIDERBERGER, HANSPETER; HIRTNER, CHRISTOF** (2000): Geister, Bann und Hergottswinkel. – Kriens
- OCHSNER, JAKOB** (1904): Volkstümliches aus Einsiedeln und Umgebung. Manuskript von Landweibel Jakob Ochsner (1798–1871); (ediert von) E. Hoffmann-Krayer. – SAV 8: 296–315
- PHYSIOLOGUS** (1960): Der Physiologus; übers. und eingel. v. Otto Seel. – Zürich (Lebendige Antike)
- PLINIUS, CAIUS SECUNDUS D. Ä.** (1976): Naturalis Historia/ Naturkunde. Lat.-deutsch, Buch VIII: Zoologie: Landtiere; hrsg. u. übers. von Roderich König in Zusarb. mit Gerhard Winkler. – München
- REYMOND, MAXIME** (1910): Remèdes et recettes d'autrefois. – SAV 14: 257–267
- RIPPMANN, LORE** (1913): Volkskundliche Splitter. – SV 3: 73–75
- SAGEN** der Schweiz: Unterwalden (1986); Vorwort von Hanspeter Niederberger. – Zürich

SAGENHAFTES aus der Stadt Luzern und dem Pilatusgebiet (1994): Sagen und Legenden aus der Stadt Luzern und dem Pilatusgebiet; ges. und bearb. von Anton Müller-Ermensee. – Hitzkirch (Sagenhaftes Luzernbiet; Bd. 6)

SAGENHAFTES Entlebuch (1993): Sagen und Legenden aus dem Amt Entlebuch; ges. und bearb. von Frieda Schnyder. – Hitzkirch (Sagenhaftes Luzernbiet; Bd. 1)

SAGENHAFTES HINTERLAND (1993): Sagen und Legenden aus dem Amt Willisau; ges. und bearb. von Josef Bucher. – Hitzkirch (Sagenhaftes Luzernbiet; Bd. 2)

SAV. SCHWEIZERISCHES Archiv für Volkskunde (1897 ff). – Zürich/ Basel

SCHENDA, RUDOLF (1995): Das ABC der Tiere: Märchen, Mythen und Geschichten. – München

SENTI, ALOIS (1969): Die Sagen der Gemeinde Flums. – SAV 65: 127–179

SI. SCHWEIZERISCHES Idiotikon (1881 ff). – Frauenfeld
Sv. Schweizer Volkskunde (1911 ff). – Basel

TOPSELL, EDWARD (1967): The History of four-footed beasts and serpents and insects; vol. 2: the history of serpents, taken principally from the «historiae animalium» of Conrad Gesner. An unabridged republication of the 1658 edition publ. in London. – New York

VERNALEKEN, THEODOR (1938): Alpensagen; hrsg. von Hermann Burg. – Salzburg, Leipzig

WUTTKE, ADOLF (1970): Der deutsche Volksglaube der Gegenwart. – 3. Bearb. von Elard Hugo Meyer. – Unveränd. reprogr. Nachdruck der Ausg. 1900. – Leipzig

ZAHLER HANS (1898): Die Krankheit im Volksglauben des Simmenthals: ein Beitrag zur Ethnographie des Berner Oberlandes. (Arbeiten aus dem Geographischen Institut der Univ. Bern, H. IV). – SA aus: XVI. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern. – Bern

Adresse der Autorin

Regula Odermatt-Bürgi
Huob
6370 Oberdorf